Kessler, J.: Bilder des Schreckens in Erinnerung des Hochwassers 1910. Bündner Kalender, 1981.

zu dauern, bis die Teller auf dem Tische stan-

Kulturpreis 1980 des Kantons Graubünden

Am 28. März 1980 fand im Sitzungssaal des Grossen Rates in Chur die feierliche Übergabe des Kulturpreises des Kantons Graubünden an Herrn

Dr. phil. Christoph Simonett

statt. Begrüsst wurde die grosse Festgemeinde durch Regierungspräsident *Tobias Kuoni*. Vorträge des Männerchors Ligia Grischa, Glion (Ilanz), Leitung Ernst Schweri, und Instrumentalvorträge: Agnes Byland, Violine, Christoph Cajöri, Cello, Luzi Gartmann, Cello, umrahmten die Feier. Die gespielten Stücke wurden für diesen Anlass von Benedikt Dolf komponiert.

Die Würdigung des Gefeierten hatte sein Freund *Constant Wieser* übernommen. In kurzen Worten verdankte Dr. Simonett die ihm zuteil gewordene Würdigung.

Eine Kurzansprache von *Dr. Gabriel Peterli* leitete zur Übergabe der Anerkennungs- und Förderungspreise sowie des Werkbeitrages über, welche von Regierungsrat *Otto Largiadèr* übernommen wurde. Es wurden ausgezeichnet:

Frau GMD Sylvia Caduff, Dirigentin, Herrn Carli Carigiet, Kabarettist, Herrn Benedikt Dolf, Komponist, Frau Helga Ferdmann, Journalistin, Herrn Pfarrer Felici Maissen, Herrn Giuliano Pedretti, Bildhauer, Herrn Prof. Räto Tschupp, Dirigent;

Frau Agnes Byland, Violonistin, Herrn Christoph Cajöri, Cellist, Herrn Luzi Gartmann, Cellist, Frau Katharina Krauss-Vonow, Fotografin;

Männerchor Ligia Grischa Glion.

sich rings um den Tisch auf dem Boden aus,

aufstehe, denn ich muss die drei auf dem Posten melden.» Wir schliefen schon. Wir hörten auch nicht, als unsere Mutter aufstand und das Haus verliess, wachten erst auf, als sie in Begleitung des Dorfpolizisten und zweier Offiziere wieder zurückkam. Die nahmen einen Augenschein von unseren drei Gesellen, sahen wie sie schliefen und störten ihre Ruhe nicht. «Lassen wir sie schlafen, die armen Teufel», sagte einer der Offiziere, versprachen, am Nachmittag wiederzukommen und gingen.

Auch ohne Mahnung verhielten wir uns an diesem Vormittag besonders ruhig. Die Schlittelbahn war verschneit, wir vertrieben die Zeit im Haus. Wenn die Mutter Holz nachtet, schlichen auch wir in die Stube und betrachteten das ungewohnte Bild. Wir fühlten, dass uns in dieser Nacht der Krieg, der wahrhaftige Krieg gestreift hatte. Wir sahen ihn am Boden liegen, dreifach auf unserem abgetretenen Boden mit den dunklen Ästen, die uns so vertraut waren. Bis jetzt war für uns Krieg etwas Unwirkliches, Fernes, obwohl wir die Gefahr und Bedrohung, die hinter diesem Worte lauerte, zu spüren glaubten und das verderbenbringende Geschehen mit unserer Verdunkelung, den vielen Soldaten im Dorfe und dem endlosen Bombergebrumme in der Nacht über unserem friedlichen Münstertal in Verbindung brachten.

Spät am Nachmittag traf der Dorfpolizist mit seinen beiden Begleitern wieder ein. Sie brachten ein Bündel Kleider mit, Hosen, Kittel, Mäntel. Sie setzten sich in die Stube und es kam ein karges, aber doch ein Gespräch zustande. Einer der Offiziere war ein Arzt. Er öffnete seinen Koffer und untersuchte die drei Männer so gut es eben ging. «Wir nehmen sie gleich mit uns ins Quartier, dort erhalten sie alles, was sie brauchen, und mit dem nächsten Transport kommen sie ins Engadin ins Sammellager», sagte der Polizist zur Mutter, «und das ganze Zeug hier verbrennen sie am besten gleich im Ofen, man kann nie wissen, was hereingeschleppt werden kann von draussen».

Der Abschied war kurz. Ein Händedruck, ein gestammeltes Dankeschön, dann standen sie wieder draussen im Flur wie vergangene Nacht. Doch bevor sie die Treppe hinunterstiegen, drehte sich einer der Flüchtlinge um, ging in die Stube zurück an den Christbaum. Dort löste er drei glitzernde Blechsterne vom Bäumchen, sagte «please», und gesellte sich wieder zu den andern, die auf dem Treppenabsatz auf ihn warteten. Dort drückte er seinen beiden Kameraden einen Stern in die Hand, diese verstanden, liessen das glitzernde Etwas in der Manteltasche verschwinden.

Als die Haustüre unten ins Schloss fiel, standen wir Kinder am Fenster des oberen Ganges. Wir hatten uns drei Gucklöcher in die Eisblumen der Scheibe gehaucht und blankgerieben. Im grauen Morgenlicht folgten unsere Blicke den sechs dunklen Gestalten, die etwas unsicher unserer Schlittelbahn folgten, links am Brunnen vorbei um die Hausecke verschwanden einem unbekannten Schicksal entgegen.

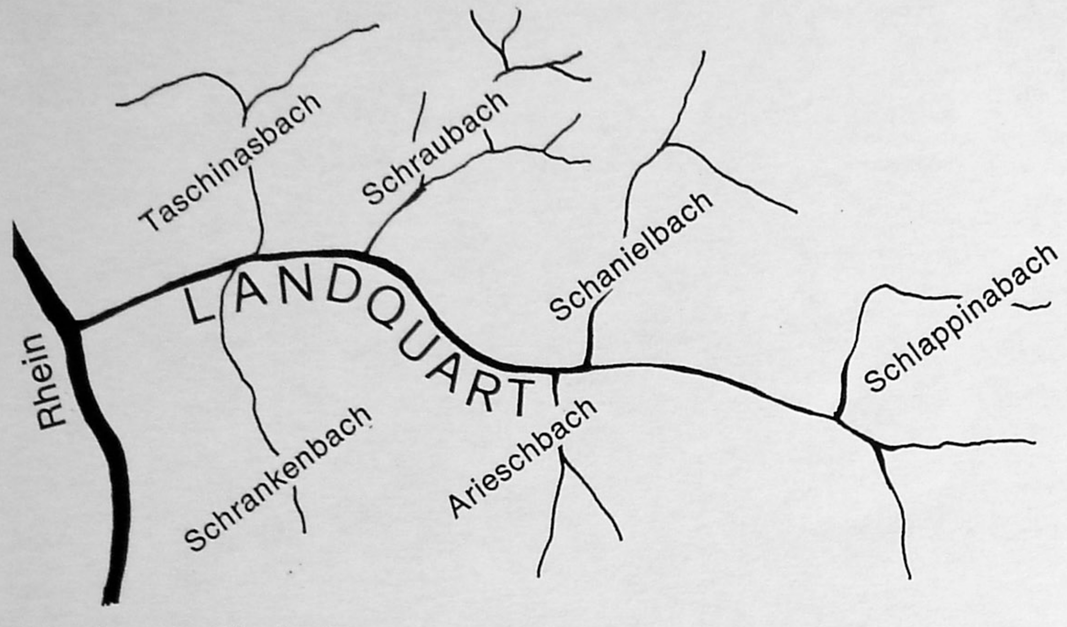
Bilder des Schreckens in Erinnerung des Hochwassers 1910

Jakob Kessler

Frühling, Frühling überall. Es grünte und blühte auch damals in allen Wiesen, an allen Hängen. Aus schneefeuchten Weiden strebten gelbe, blaue, rote Blüten schon in den Höhen dem warmen Lichte entgegen. Welch ein verheissungsvolles Bild für die erwartungsvoll gestimmte Talbevölkerung. Der warme Föhn durchwehte das grüne Tal und das schneeweisse Gebirge am blauen Himmel. Die Quellen öffnen ihren unerschöpflichen Born. Der reiche Blütenzauber verspricht Früchte in Hülle und Fülle. Heu wird reifen zu Berg und Tal, und Garben wird man binden. In den Rebbergen wird man die saftigen Trauben ernten. Bald werden die Gäste kommen, in Landquart in die Rhätische Bahn umsteigen. Alles verspricht einen guten Sommer, eine erfreuliche Saison.

Aber der Föhn lässt die Bächlein und Bäche mehr und mehr anschwellen. Am Montag, den 13. Juni, beginnt es gegen Abend zu regnen. Es regnet den ganzen Dienstag bis gegen Mittwoch mittag. Immer Föhn und immer strömender Regen. Die Wolken weichen nicht. Von den Dächern ergiesst sich das Regenwasser in die Gassen, reisst Rinnen auf. Von den Wasserläufen her donnern mächtige grollende Fluten. Die frohgemuten Menschengesichter verwandeln sich in angstvolle, düstere Mienen. Was wird daraus noch werden! Die Älteren kennen das unberechenbare Ungestüm eines Hochwassers.

Da und dort ertönt das Feuerhorn und ruft die Feuerwehr. Die Sturmglocken dröhnen in das wilde Brausen hinaus. Hilferufe trägt das Telefon den Gemeinden gegenseitig zu. Durchs ganze Prättigau hinein, in der Landschaft Davos, im Schanfigg, in der Herrschaft, überall beginnen die Wildbäche zu wüten, reissen die Ufer weg, schwemmen Bäume und Gesträuch mit sich, bedrohen Häuser, Strassen und Brücken. Bei Grüsch, bei Schiers, Jenaz, Küblis und Klosters haben sich in den unwegsamen tiefen Waldschluchten wie in riesigen Trichtern die Wildwasser gesammelt. Ein enger Durchlass oberhalb der Dörfer staut die Gewässer kurz vor dem Austritt ins Tal. Man achtet diese unheimlichen Schleusen nicht, wenn man durch das Tal fährt. Aber hinter ihnen lauern ungeheure Sammelbecken. Der Taschinasbach bei Grüsch sammelt aus dem Scesaplanagebiet die Regenmenge aus einem Gebiet, das 73,510 Quadratkilometer umfasst. Der Schraubach bei Schiers vereinigt das Einzugsgebiet der Drusen- und Sulzfluh im Ausmass von 65,300 km². Der Schanielabach, der aus seiner Schleusenenge aus dem St. Antöniertal gegen Küblis-Dalvazza losbricht, entwässert ebenfalls 40,680 km², womit nur die grössten rechtsseitigen Landquartzuflüsse genannt sind. Auch von links können aus stundenlangen, schluchtartigen Tälern bei Valzeina und Jenaz Wildwasser hervorbrechen, so auch der bis



)ie Landquart und ihre Zuflüsse

n heutigen Tag gefürchtete Arieschbach
alb von Fideris-Station. Er hat noch vor
:ht langer Zeit das Bahngeleise unter-
nd einen Zug zum Entgleisen gebracht.
)komotivführer musste bei diesem Un-
ein Leben lassen. Das gesamte Einzugs-
der Landquart erstreckt sich über
7 km².

*

aber sah es nach der Überschwemmung
'er Taschinasbach hat bei Grüsch seine
nisse mit aller Gewalt hinweggeräumt.
:ht bald links, bald rechts aus seinem
tt aus. Auf seinem wilden Lauf reisst er
, Ställe, Strassen, Geleise mit elementarer
hinweg. In seiner graubraunen Brühe
)t er Steine, entwurzelte Bäume, in don-
r, reissender Fahrt mit. Weder Stein noch
ält ihm stand. Wenn er einmal anpackt,
er Eisenbahnbrücken, als wären sie
uge.
:he Angst, welches Entsetzen ergreift die
:wohner, wenn sie merken, dass die
en Wassermassen sich ihrem Hause zu-
en. Schon wankt der Boden unter ihren Füssen, wenn sie mit Hab und Gut zu flüchten versuchten. Dürfen wir das krachende Haus noch einmal betreten, um Mobiliar, Kleider, Nahrungsmittel, Wertgegenstände zu bergen? Schliesslich mussten mehrere Hausbesitzer sehen, wie ihre Gebäude spurlos in den Fluten versanken. Das Postgebäude in Dalvazza, das einer Witwe zu eigen war, war eben noch hübsch renoviert worden. Es senkt sich in das neuaufgerissene Bachbett. Mit Mühe und Not hat man das Mobiliar in Sicherheit gebracht. Schauriger Lärm stöhnt aus den auseinandergerissenen Balken, aus den berstenden Mauern. Jammernde Kinder suchen im immer noch strömenden Regen eine Zuflucht. Im Bahnhofbuffet finden Kleinkinder und Säuglinge Unterkunft und Verpflegung. Eltern und Geschwister, die mit freien Händen zugreifen sollten, sind froh, dass sie ihre Jüngsten in guter Obhut, an einem sicheren Ort wissen.

Was tun? Eine aufregende Frage, die alle bedrängt. Alle Verbindungen sind mit der Aussenwelt zerstört, die Telefonleitungen zerrissen, die Strassen und die Bahn auf lange Strecken unterbrochen. Man darf nicht über den Bach zum Nachbarn. Das Unheil ist so



Postgebäude in Dalvazza

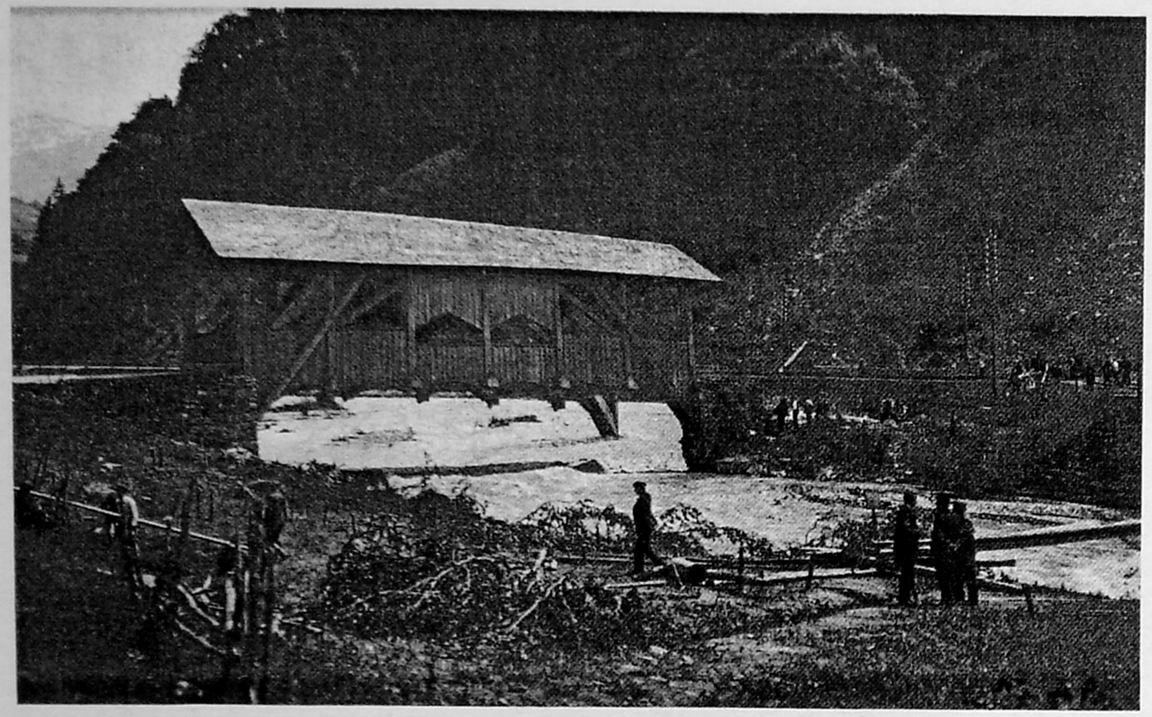
rasch und so schrecklich über die Talschaften hereingebrochen. Niemand war darauf gefasst und vorbereitet. Wie und wo soll man sich wehren?

Im Fuchsenwinkel steht noch die gedeckte Holzbrücke über die Landquart, ein stolzes Werk der Zimmerleute, sauber und für lange Zeit zusammengefügt. Am Nordeingang mahnte ein Spruchband den Wanderer, der noch Zeit zum lesen hatte:

«Höhen und Tiefen ebnet die Zeit,
aber sie bleibet, versteh sie und schaffe!»

Ein seltsamer Gedanke, dass die Zeit verweile, auf einer Brücke, unter der auf wilden Wogen die Holzlager der Sägen, die abgerutschten Bäume, Stall- und Haustrümmer, Kisten und Kasten zum Tal hinaus in den Rhein getragen und irgendwo durchnässt, versandet und zerstört im St. Gallischen oder Liechtensteinischen und noch weiter weg an das Ufer gespült werden. Was soll man schaffen, mit ermüdeten Menschenarmen? Ratlos stehen die Männer vor der Brücke, die mit einer Stütze schon in den Fluten steht. Dort kann man ihr keine feste Unterlage mehr geben. Soll man sie ihrem Schicksal überlassen? Wird sie dann nicht zur Eisenbahnbrücke verschoben, staut dort den Fluss und lenkt das stürmische Wasser in die Ebene hinaus dem Dorf zu, das schon durch den Schraubach zu leiden hatte? Man könnte sie abbrennen und die verkohlten Trümmer den Fluten überlassen! Soll man sie in die Luft sprengen, in unzählige kleine Teile zersplittern, damit ihre Reste keinen Schaden mehr anrichten?

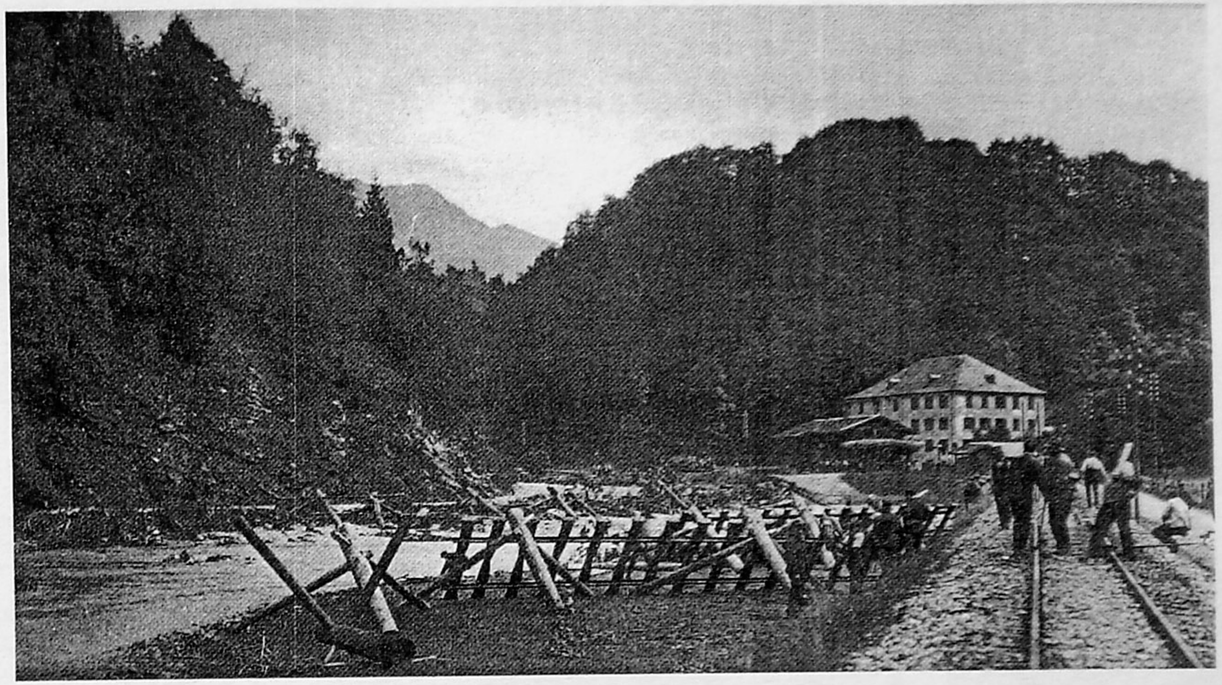
Die Verantwortlichen blieben ratlos. Die Brücke wurde ihrem Schicksal überlassen, und krachend stürzte sie am Morgen des 21. Juni in die Fluten. Die Trümmer legten sich im neuen Flusslauf der Landquart bei der Eisenbahnbrücke zur Seite. So leisteten sie an dieser Stelle unerwartet die besten Dienste; denn sie zwangen die ausgebrochene Landquart wieder in ihr altes Bett zurück. Den Menschen, die



nwinkel. Gedeckte Brücke vor dem Einsturz

ohnmächtig dem Toben der Naturgewal-
schauen mussten, mag es ein Trost ge-
sein, dass auch der Zufall gelegentlich
nnvolle Wende herbeiführt. Trotz aller
ıcht und Misserfolgen traten die Mann-
:n immer wieder zum Kampf an. Die Er-
gen der Betagten wurden beherzigt. In
Versuchen lernte man Neues hinzu.
ndertelang haben die Prättigauer und
Anwohner in Bergtälern mit dem Tal-
nd seinen ungestümen Zuflüssen gerun-
in an den Berghang sollte die Landquart
gt werden, damit sie wenigstens auf die-
ite nicht mehr so gefährlich werden
. Der breite Talboden sollte ihr als
and für immer abgerungen werden. Bei
asser aber füllte sich ihr Bett unablässig
schiebe, verstopfte mit ihrer Fracht den
ı Weg und brach wieder nach allen
in das von Menschenhand schon be-
.and. Wird sie wirklich einmal gebändigt
ıd verlassen?
Bild von den Notwuhren bei Jenaz zeigt,
lche Weise das Wildwasser wieder dem
u gedrängt wurde. In aller Eile mussten
lzfäller in der näheren Umgebung, im
ınd selbst aus den Baumgärten Stämme

herbeischaffen, aus denen man die Böcke anfertigte. Mit zwei Streben wurden sie aufgerichtet und flussabwärts nacheinander an das Wasser geschoben, mit weiteren Stämmen, die man vor die Böcke lagerte, zu einem Damm verbunden. Ein Glück, dass die Landquart selber Tannenwipfel, Gestrüpp und Trümmer herbeiführte, die sich in den Dämmen verfingen und sie festigten. Auch Steine führten die Wagen heran, mit denen man den Abwehrzaun befestigen konnte. Überall fehlte es an Pferden und Zugtieren. Von Kranen und Tracks wusste man noch gar nichts, Menschenkraft musste sich gegen die elementare Wucht behaupten. Auch Frauen und Kinder schleppten die bleischweren, nassen Sandsäcke an unzugänglichere Engpässe. Tage und Nächte standen die Heimgesuchten auf der Wache, wehrten ab und warteten auf Ablösung. Endlich kamen sie auf Umwegen. Die Rhätische Bahn brachte die Feuerwehr von St. Moritz und andere Hilfsmannschaften. Die Rekrutenschule in Chur wurde an die Unglücksstellen beordert. Das Bild zeigt sie alle bei der Arbeit: Soldaten, Eisenbahner und Landleute. Ein neues Hilfsmittel bot sich hier zum Wuhren an. Die Landquart hat auf längere Strecken das Geleise



Notwuhren bei Fideris-Au

vom Bahnkörper heruntergerissen. Gelang es dasselbe vor den Böcken aufzurichten, so hatte man ein widerstandskräftiges Wuhr errichtet, das nur noch aufgefüllt werden musste. Aber welche Anstrengungen waren nötig, wenn man sich bestenfalls mit Flaschenzügen und Handwinden behelfen konnte.

Ein Bild vor der Chlus zeigt diese Bockwehren weit draussen im Flussbett. Im Vordergrund liegt ein angeschwemmter Baumstamm, den man mit einem Seil verankert hat. Massenhaft wurden Drahtrollen herbeigeführt, um die Uferabhänge abzusichern. Wehe aber, wenn ein solches Seil riss, einem Nahestehenden konnte es lebensgefährlich werden. Immer heisst es bei solchen Arbeiten: Aufgepasst! Gefahren müssen mit kundigem Blick erkannt und gesehen werden. Warnrufe sind immer wieder zu hören.

Der Kampf um die Brücken und Wuhre erforderte die Einberufung von Fachleuten: Aus den Nachbarkantonen erschienen Sappeur-Abteilungen. In der Gegend von Landquart festigt man die aufgebrochenen Ufer mit Senkkasten. Man sieht diese aus Rundholzbalken getrickten kistenartigen Gewände noch gelegentlich in älteren Wuhranlagen. Mit Hilfe von Seilen wurden sie sorgfältig an Ort und Stelle befördert und hernach mit zentnerschweren Steinmengen ausgefüllt. Sie standen dann dem Wasseranstrum wie ein niedriger Festungsturm entgegen. Eine mühsame und immer auch gefährliche Arbeit. Von morgens 10 Uhr bis abends 7 Uhr standen diese Mannschaften im kalten Schneewasser, und das will etwas heissen. Damit der Fluss wieder zurückfand, musste man in seinem alten aufgeschwemmten Bett eine tiefe Rinne mit Pickel und Schaufel ausheben. Die Erweiterung konnte und sollte dann die Landquart wieder selber «ausellenbögeln». Nach 6tägigem Dienst wurden die ersten St. Galler Sappeure an der Landquart durch Truppen der Aare-Kantone abgelöst. 15 neue Brücken hatten sie zu erstellen. Die Strassen mussten dem Verkehr wieder geöffnet werden, und die Geleise den Zügen. Oft war es noch mühsam und schwierig festen und sicheren Grund für die Verkehrswege zu finden. Immer neue Hilfskräfte wurden eingesetzt und erzwangen sich mit verbissenem Eifer freie Hand über die Zerstörung. Photographen hielten das Unvergessliche in ihren Aufnahmen fest. Die Sammlung des Photographen Mischol in Schiers diente dem Bekanntwerden des Unglücks und for-

n das ganze Land zur Hilfsleistung her- Aber auch die unaussterbliche Masse der er erschien. So gewaltige entsetzliche uspiele konnte man sich doch nicht ent- ı lassen. Den Einsturz eines Hauses oder Brücke musste man als Augenzeuge mit- t haben, wie es in einem Spottvers darge- worden ist:

nd mancher ehrliche Philister bangt,
möchte stürzen, eh er angelangt!»

ch etlichen Zwischenfällen gelangte end- ıuch wieder Post auf einem Leiterwagen den Luzeinerberg ins vordere Prättigau. ıen und Wochen waren vergangen bis die anlagen wenigstens provisorisch in Stand lt worden waren. Anfangs Juli war erst :hlus bis Grüsch befahrbar, und am 1. st konnte zu diesem eidgenössischen Feier- ie durchgehende Verbindung wieder auf- nmen werden. Anderthalb Monate waren er Zerstörung vergangen. Aber der Schä- lle waren noch lange nicht behoben, we- ei der Bahn noch bei den Gemeinden, ge- ige denn bei den Einwohnern. Auf Fran- oo ooo.— wurden sie bei der Bahn ge- t, auf gut 2 Millionen bei den Ge- en. An persönlichem Eigentum waren ste in einem Ausmasse entstanden der o Franken überstieg. An gesundheit- Schäden hatten manche Familienglieder Kälte, Nässe und Überanstrengung noch ang zu leiden. Was Generationen in un- hen Mühen errichtet hatten, war in we- unden zerstört worden. Aber unter der mischen Bevölkerung waren keine Opfer klagen, hingegen hatte einem Soldaten enstlicher Einsatz das Leben gekostet.

Blick in die Zukunft war düster ver- Die Saison der Kurgäste war gutenteils er, die Wiesen und Wälder ohne Frucht trag.

ıche Kämpfer gegen die Hochwassernot ı das Vernarben aller Schäden nicht erleben. Die Jüngeren werden Väter und äter werden, bis die letzten Spuren der uchung verschwunden sind. Der gute aber, der bedrängten Bevölkerung bei- en, meldete bald seine Bereitschaft an. am 21. Juni, kaum hatte man sich ein er unheimlichen Verheerungen gemacht, e der Kleine Rat unseres Kantons eine Landeskollekte an. Die Bezirkspräsidenten und Landammänner der betroffenen Gegenden bildeten ein erstes Hilfskomitee. Zu gleicher Zeit ergriff auch der Bundesrat, angeregt durch die Motionen aus allen Parteien, Hilfsmassnahmen. In gemeinsamer kantonaler und eidgenössischer Bemühung sollte die Not gelindert werden. Mit weiteren Zuwendungen und 265 000 Franken aus dem Ausland kam ein Betrag von Franken 2 114 330 zusammen. Aus der Gebefreudigkeit fühlt man die grosse Teilnahme heraus. Dass Graubünden mit einem Pro-Kopf-Anteil von Fr. 1.70 weit an der Spitze stand ist wohl selbstverständlich. In der Höhe des kantonalen Ergebnisses wurde er von den volksreichen Kantonen Bern und Zürich, die je über Franken 300 000 beitrugen, überflügelt. Eine interkantonale Kommission hatte die Schäden einzuschätzen. 30 Gemeinden und 900 Private reichten ihre Gesuche ein. Wohl vermerkt wird, dass etliche auf eine Entschädigung zu Gunsten härter Betroffener verzichteten. Die Tabelle der Kommission enthält in 6 Reihen die Zahl der Geschädigten, die Schäden an Land und Kulturen, an Pflanzungen, an Gebäuden, an Fahrhabe mit den Gesamtsummen.

Um künftigen Hochwassern wirksam wehren zu können, war es aber dringlich, neue Flusskorrektionen und Rüfenverbauungen zu errichten, was wiederum eine Summe von 3¾ Millionen Franken erforderte. Aber man war fest entschlossen, künftigen Unwettern vorzeitig zu begegnen. Die Regierung wandte sich sofort an den Bundesrat mit dem Gesuch um Zusicherung von Bundesbeiträgen an den Kanton Graubünden für die Korrektion der Landquart von Monbiel-Klosters bis an den Rhein, des Schaniela-, Schrau- und Taschinasbaches. Am 2. September des Unglücksjahres schon hat die Bundesversammlung dem Gesuch entsprochen und beschlossen, einen Beitrag von 50 % bis höchstens 1 Million und 850 000 Franken zu leisten. Die schwerbedrängte Bevölkerung konnte also mit guten Hoffnungen auf Unterstützung, erneut an ihr mühsames Tagwerk gehen.

«Höhen und Tiefen ebnet die Zeit,
aber sie eilet — versteh sie und schaffe!»

Die Zeit eilet, so hat es der Dichter Ludwig Rückert geschrieben. Sie «bleibt» nicht, wie es der Schreiber auf der Brückeninschrift missverstanden hat. Sie eilet, und wir verwundern uns. Schon sind wieder volle 7 Jahrzehnte vorübergegangen wie im Flug, und welch schreckliche Vernichtungsstürme sind in diesen Jahren über das ganze Abendland und die Welt hereingebrochen, unter deren harten Folgen noch immer Millionen seufzen. Im Prättigau hat die Zeit die Wunden ausheilen lassen. Wer sich aber auf seinen Reisen im Prättigau und am Hinterrhein die Musse nimmt zum Beobachten, dem fallen die Querdämme auf, die sich in regelmässigen Abständen durch die Ebene gegen den Berghang hinziehen. Auf ihrem Kamm verläuft ein Fahrweg und an den Hängen sind sie mit Wald und Gesträuch bestanden. Zwischen Grüsch und Schiers kann man ein halbes Dutzend dieser künstlichen Talriegel zählen. In den dazwischenliegenden Becken hat man die gewaltigen Schlammassen der Rüfen aufgefangen, die einen fruchtbaren Kulturboden ergeben haben, der heute die ehemals weitschweifenden Bachläufe bedeckt. Sie bleiben ein ehrwürdiges Denkmal für den Fleiss und die ausdauernden Mühen unserer Väter, aus dem Kampf mit den Naturgewalten auch Nutzen zu ziehen für Kinder und Kindeskinder. «Verstehe die Zeit — und schaffe!»



Bei Landquart

*

Im Juni 1910 kam der Redaktor von einem Sprachaufenthalt in England in die Schweiz zurück. In Landquart wollte er das Rhätische Bähnlein nach Klosters besteigen. — Erst in diesem Augenblick erfuhr er von der fürchterlichen Wasserkatastrophe, die das Prättigau heimgesucht hatte. Die Bahn fuhr nicht mehr, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als über Filisur - Davos nach Klosters zu fahren.

Der Erfolgreiche hört nur noch Händeklatschen. Sonst ist er taub. Elias Canetti

Beim Suchen findet man manchmal etwas, was man gar nicht finden wollte. Spanisch

---